

Zwischen Seelsorge und psychologischer Beratung: Die Philosophische Praxis

Alexander Förster M.A.

Seit den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts können wir in Deutschland ein Novum beobachten: die „Philosophische Praxis“. Es handelt sich hierbei um eine bestimmte, noch genauer zu bestimmende Form der Lebensberatung, über deren definitorische Grenzen und Ziele in geringem Maße schon diskutiert worden ist. Die zugrundeliegende Idee dahinter ist freilich antik. Es ist die Rede von der Mäeutik als Seelenführung, welche das gelingende Leben zum Gegenstand hat. Philosophie im antiken griechischen Verständnis kann als Ethos im originären Sinn (nicht im Sinne einer Bereichsethik) verstanden werden. Theorie und Praxis lagen sich darin weitaus näher, als es heute meist der Fall ist. Im Zentrum stand die Einübung in eine gute Lebensführung. Im philosophischen Diskurs allgemein sollten Fehlannahmen und Unstimmigkeiten in Denken und Tun des Gesprächsteilnehmers entlarvt und ein Weg aufgezeigt werden zu einer besseren Übereinstimmung mit dem Logos, zu einer kohärenten Haltung. Insofern stellt die Philosophische Praxis eine Schulung des gelingenden Lebens dar.

Das Prinzip des geistigen Übens wurde im aufkommenden Christentum aufgenommen und weiter kultiviert. Die Seelenführung machte Schule in klösterlichen Gemeinschaften, wodurch Philosophie, Religiosität und Seelsorge in einem engen Zusammenhang standen. War bislang die geistig-geistliche Übung vorrangig monastischen Kreisen vorbehalten, so geriet auch später mit zunehmender Säkularisierung und der Bildung öffentlicher Universitäten immer wieder ein Keil zwischen die akademische Philosophie und die Praxis des alltäglichen Lebens. Wir müssen heute feststellen, dass sich die Ergebnisse der „Spezialdiskurse“ nicht immer ohne weiteres auf die Komplexität des gelebten Lebens in seinen vielseitigen Bezügen übertragen oder einfachhin „anwenden“ lassen. Dennoch weiß ein guter Philosoph um gerade diese Problematik, und er wird sich jenes Anspruches bewusst bleiben, dass es letztlich um (wenn auch nicht restlos beantwortbare) Fragen geht, die den konkreten Menschen in seinem Dasein betreffen. Aus diesem Grund ist für viele „Philosophische Praktiker“ der Rückgriff auf die Ethik von zentraler Bedeutung - wird hier doch um die Fragen des guten, also sinnvollen und tugendhaften Lebens gerungen. Dabei markiert die Praxis einen nichtakademischen Raum. Geprägt hat den Begriff „Philosophische Praxis“

Gerd B. Achenbach¹. Er ging von der Beobachtung aus, dass die universitäre Philosophie ihre Philosopheme nicht am Alltag des Menschen messe. 1982 wurde von ihm die „Gesellschaft für Philosophische Praxis“ gegründet und 1998 in „Internationale Gesellschaft für Philosophische Praxis“ (IGPP) umbenannt. 1985 fand die erste Konferenz zur Philosophischen Praxis statt. Die IGPP ist ein eingetragener Verein, der ausschließlich gemeinnützige Ziele verfolgt. Derzeit zählt die Gesellschaft knapp über 50 aktive Mitglieder in Deutschland. Insgesamt schätze ich die in Deutschland haupt- oder nebenberuflich Tätigen auf etwa doppelt so viele. Diese noch relativ junge Idee der Philosophischen Praxis erfährt bisher keine Qualitätssicherung im Sinne einer universitär etablierten Ausbildung.

„Das Ziel der Praxis ist nicht Behandlung, sondern Erkenntnis oder Verstehen. (...) Auch derjenige, der in einer Lebenskrise steckt, ist deshalb nicht unbedingt behandlungsbedürftig.“²

Zwischen Seelsorge und Therapie

Die Philosophische Praxis unterscheidet sich einerseits von der kirchlich etablierten Seelsorge bzw. der geistlichen Begleitung, andererseits von den vielfältigen Formen der Psychotherapie. Sie diagnostiziert vor allem nicht. Romano Guardini meint zu Beginn in seinem Buch „Vom Sinn der Schwermut“ pointiert:

„Die Schwermut ist etwas zu Schmerzliches, und sie reicht zu tief in die Wurzeln unseres menschlichen Daseins hinab, als daß wir sie den Psychiatern überlassen dürften.“³

Bedenkenswert ist hier das Wort „überlassen“. Es geht in schwerwiegenden Fällen sicher nicht darum, jede professionelle Hilfe kategorisch abzulehnen. Wohl geht es um die freie Übernahme des je meinigen Daseins: in seiner Tragik, Brüchigkeit und Tiefe, in Verantwortung sich selbst und anderen gegenüber.

Es bestehen aber auch viele Gemeinsamkeiten, von denen ich hier nicht erschöpfend zu sprechen kommen kann. In allen genannten Bereichen dreht es sich um Fragestellungen, die aus dem Lebensalltag erwachsen, um den Umgang mit Krisenerfahrungen und um Orientierung in einer immer komplexer werdenden Welt. Nicht selten haben die Themen metaphysische und religiöse Implikate. Gerade hierbei ist seitens des (jeweiligen) Praktikers jene Gratwanderung notwendig, die Fallen der Dogmatik ebenso wie diejenigen der Beliebigkeit von Anschauungen zu umgehen. Der Praktiker lässt sich dazu leiten, den Anderen von ihm selbst her zu verstehen. Er fragt sich als jemand, der Interesse am Schicksal des Nächsten hat: Was hat dieser zu erzählen? Welche Lebensgeschichte bringt er mit? Er wird dafür zunächst und vor allem nachfragen, nicht um dann zu diagnostizieren, sondern um zu verstehen und mit dem Gast zusammen reflexiv vorzugehen. Hier kommt der Anspruch der Wahrheit bzw. Wahrhaftigkeit zur Geltung. Zur Wahrhaftigkeit gehört zudem das Eingeständnis des Nichtwissens und der Relativierung des eigenen Standpunktes. Das Primat des Nichtwissens ist für den Praktiker relevant. Er hat keine vorgefertigten Lösungen parat. Lindseth spricht in diesem Kontext vom Prinzip des „berührten Nichtwissens“, in (unexplizierter) Anlehnung an das sokratische (und cusanische) „belehrte Nichtwissen“.

¹ Vgl. Gerd B. Achenbach, Die reine u. die praktische Philosophie. Drei Vorträge zur philosophischen Praxis (Wien 1983) sowie ders., Philosophische Praxis. Vorträge u. Aufsätze (Köln 1984).

² A. Lindseth, Zur Sache der Philosophischen Praxis. Philosophieren in Gesprächen mit ratsuchenden Menschen (Freiburg 2005). 20.

³ R. Guardini, Vom Sinn der Schwermut (Zürich 1949). 7.

Aufgaben und Ziele Philosophischer Praxis

„Die meisten Menschen würden leichter dahin zu bringen sein, sich für ein Stück Lava im Monde, als für ein Ich zu halten“ (J. G. Fichte, Wissenschaftslehre 1/2, 326): Dieses bekannte polemische Diktum Johann Gottlieb Fichtes markiert ein zentrales Anliegen jeder Philosophischen Praxis und ist heute nicht minder zutreffend als zu der Zeit, als es verfasst wurde. Wie leicht neigen wir dazu, der szientistisch-materialistischen Beschreibung der Wirklichkeit die Deutungshoheit zu überlassen! Entgegen dieser Denkgewohnheit gilt es stets aufs Neue den Blick frei zu bekommen für das, was wir geistiges Sein nennen bzw. was es heißt, ein vernunftbegabtes „Ich“ zu sein, welches sein Dasein (frei) zu übernehmen hat.

Der Einzelne ist ontologisch ein freies Wesen in Beziehung, ein Wesen, das anerkannt sein will, dessen Individualität und Selbstbestimmung bezeugt werden möchte. Wir entdecken hierbei ein Paradoxon: Wir sind bereits ein solches Subjekt; kurz: ein Ich, und haben zugleich unser eigenes Dasein zu übernehmen, zu gestalten und zu verantworten angesichts des Anderen und den darin gegebenen überindividuellen Werten. Wir sind, wer wir werden, und werden, wer wir sind. Die Philosophische Praxis öffnet sich den damit sich stellenden Themen. Sie hilft, sich als aktiven Teilnehmer in einer globalen Gemeinschaft zu verstehen und mit den daraus sich ergebenden Ansprüchen und Problemstellungen umzugehen. Es ist einleuchtend, dass eine zukunfts offene und wertorientierte globale Gemeinschaft nur Bestand haben wird, wenn der Dialog der Teilnehmer gelingt. Voraussetzung dafür ist zuallererst ein Mindestmaß an Vertrauen, Wertschätzung und Interesse am Schicksal des Anderen. Es handelt sich um Prinzipien des Dialogs, die im Grunde selbstverständlich sind - so verhängnisvoll selbstverständlich, dass wir sie in der Hektik des Alltags allzu schnell aus dem Blick verlieren.

Auch die Philosophische Praxis bietet einen Raum zur Etablierung einer zukunfts fähigen Gesprächskultur. So begegnet der Praktiker seinem Gast nach Möglichkeit vorurteilsfrei. Er wird zunächst ohne zu urteilen (epochè) hinhören auf das, was das Gegenüber zu sagen hat. Er nimmt den Anderen mit seiner individuellen Lebensgeschichte ernst und kann ihn im weiteren Verlauf der Gespräche darin unterstützen, Orientierungsblockaden zu lösen oder „unverdaute Erlebnisse“ sinnvoll in die persönliche Erfahrungslandschaft zu integrieren. Der Ausgang von der konkreten Erfahrung und die Rückbindung daran ist für einen solchen „existentiellen Dialog“ unumgänglich. Der Praktiker wird sich nicht scheuen, auf seinen Erfahrungsschatz zurückzugreifen.

Existentieller Dialog und moderierende Vermittlungsinstanz

Ein gelingender existentieller Dialog ist zu verstehen als ein wechselseitiges Offenbarungsgeschehen, darin dem religiösen Dialog nahe, welche dem Anspruch auf Anerkennung Rechnung trägt und die Angst vor der „Unergründlichkeit des Subjekts“ durch Begegnung (mit dem Anderen wie mit sich selbst) überwindet.

Aufgabe und Ziel der Philosophie wie der Philosophischen Praxis ist also die Freilegung des personalen Grundes von Realität. Die philosophische bzw. spirituelle Tradition suchte und fand daher den Weg über das „Ich“. Was uns wirklich Halt gibt, muss uns irgendwie innerlich verwandt sein, muss gleichsam den (unabmessbaren) intimen Grund unserer selbst bilden. Es ist neben dem Anleiten zum Verstehen und zur vernunftgeleiteten Lebensgestaltung die Aufgabe von Seelsorgern und Philosophen gleichermaßen, Wege zu skizzieren, die in einer „entzauberten“ Welt zu Trost und Versöh-

nung, ja zum „Heiligen“ als dem „Heilsamen“ führen, und Wege zur Kontingenzbewältigung zu eröffnen⁴.

Es scheint ein Zeichen der Zeit zu sein, vor grundlegenden Orientierungsfragen zu stehen. Tradierte Wertesysteme erweisen sich als brüchig, die Alltagswelt erlebt eine Beschleunigung, der Einzelne hat mit einer wachsenden Flut von Informationen und Sinnangeboten umzugehen. Das Ideal des selbstbestimmten Ich mutiert zum Teil in das wahnhaftige Bild des Alleskönners. Zudem steht die Menschheit im Zeitalter der Globalisierung vor der immensen Aufgabe der Bildung einer „Weltkultur“, die einen dialogischen Raum bieten muss für kulturelle und religiöse Vielfalt.

Die konkreten Beispiele sind unzählige. Erinnerung sei etwa an die Diskussion über „Islamismus“, den Streit über die Mohammed-Karikaturen, die Frage des Status von gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften, die Verantwortung internationaler Unternehmen für Arbeitsbedingungen im Ausland oder die Frage der Intervention der Vereinten Nationen in Krisengebieten.

Der Philosophische Praktiker kann und muss nicht zu allen Themen Stellung beziehen, wohl aber kann er eine moderierende Vermittlungsinstanz zwischen divergierenden Anschauungen sein. Gerade vor diesem globalen Horizont stellen sich unabweislich Fragen nach der eigenen Identität und Integrität: Wo ist mein Platz in der Welt? Welche Spur möchte ich hinterlassen? Was sind die Prinzipien und Werte, die mir Halt geben? Wie werde ich mir und dem Anderen gerecht? Wie gehe ich mit meinen Grenzen um? Wie lebe ich mein unersetzbares Leben authentisch und sinnvoll? Dies sind Fragen, die zu stellen die Philosophische Praxis anregt und Wege zur Beantwortung erschließt. Dabei weiß der Praktiker nicht ohne weiteres Bescheid, aber manchmal weiß er weiter.

Der Verfasser des Artikels, A. J. Förster, München, studierte an der Hochschule für Philosophie München (<https://www.hfph.de>). Er arbeitet als Freier Lektor, Künstler und Philosophischer Berater (<http://www.meta-logie.de>). Dieser Artikel ist eine gekürzte und überarbeitete Fassung des Artikels „Sinn und Aufgabe der Philosophischen Praxis“⁵.

4 Vgl. dazu Lindseth, 131 ff. sowie Frank (A. 8). 338 ff.

5 Stimmen der Zeit, Heft 10 - Oktober 2012, Band 230